

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 2.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M.

Berlin und Völien, 15. Januar 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der Sohn aus der Fremde.

Humoristische Novelle von Albert Roderich in Hamburg.

(1. Fortsetzung.)

„Na, bei Frau Bösch, wo denn anders?“ erwiderte Frau Cantor Hilde der Küstersfrau Geerts.

„Bei Frau Bösch! Da will ich auch nichts von sagen. Aber wenn die das man ordentlich machen kann! Die schneidert ja man bloß hier fors Dorf und weiß den Deibel, was modern is. Aber die Frau von mein Mann sein Halbbruder in Cuxhaven, das ist eine feine Schneiderin; die kriegt alle Monat so'n Modenschournal aus Hamburg.“

„Ach nee, Frau Geerts,“ entgegnete die Frau Cantor, „aufs Moderne bin ich gar nich so nietsch, un die Bösch hat nu seit die langen Jahre für mich geschneidert, warum soll ich ihr das nu nich gönnen?“

„Na ja, Frau Canter, denn gönnen Sie ihr das man; ich meinte man bloß so, ich verdien' da nichts bei.“

Sechs Tage waren vergangen, da trat die bisher ihrem Sohne gegenüber so schweigsame Frau Hilde morgens früh gesprächig und freundlich ins Wohnzimmer.

„So, mein Willi, nu is sie in'n Abmarsch. Vater hat heut Nacht beinah vier Stunden geschlafen, und die

Schmerzen sünd, Gott sei Dank und gelobt, man noch so'n bißchen. Vater hat gesagt, er will heut wieder ausgehn und Arbeit suchen. Das is auch 'n gutes Zeichen.“

„Vater will Arbeit suchen?!“

„Ja, mein Willi. Wenn Vater sich man eben rühren kann, dann quält er sich damit, daß er nix mehr thun und leisten kann. Dann geht er im Dorf 'rum un hört überall zu, ob sie nix für ihn zu thun haben. Rechnungen ausschreiben oder Briefe un so was. Und die Kinder, die in die Rectorsschule in Cuxhaven gehen, den hilft er auch gern 'mal bei'n Schularbeiten. Aber nehmen thut Vater da nichts für, o bewahre, er will sich bloß noch'n bißchen nützlich machen, sagt Vater.“

Jetzt trat auch der Cantor mit einem freundlichen Morgengruße ins Zimmer.

„Es geht Dir besser, Vater?“

„Ja, mein Junge, ich denke, sie läßt mich nun so'n paar Wochen in Ruh. Das thut sie nämlich immer, wenn sie erst so recht ungnädig gewesen ist. Ich will heut 'mal wieder durchs Dorf marschiren. Kannst mitgehn, wenn Du Lust hast.“

Bald darauf traten Vater und Sohn aus dem Hause, der Alte auf eine Art von Krückstock gestützt.

Der Cantor betrachtete seinen Sohn scharf von der Seite.

„Hm, Wilhelm, — was ich sagen wollte, — hast Du eigentlich gar keinen Anzug für Alltag?“

„Für Alltag?! Nein. Ich habe verschiedene Anzüge, mit denen wechsele ich immer.“

„Hm — so. Hier haben wir alle einen Anzug für Alltag und einen für Sonntag. Wenn Du aber nur bloß Sonntags-Anzüge hast, na, dann läßt sich das ja nicht ändern.“

Wilhelm verstand erst deutlich, was sein Vater gemeint hatte, nachdem sie verschiedentlich eingelehrt waren.

Die Leute waren alle gegen den alten Cantor voll herzlicher Freundlichkeit, aber seinen Sohn behandelten sie mit neugierigem Staunen oder scheuer Zurückhaltung; einige betrachteten den eleganten Mann mit einer Art von neidischer Verächtlichkeit. Wilhelm hatte zuerst versucht, einen cordial freundschaftlichen Ton anzulegen. Das machte aber die Dorfbewohner erst recht mißtrauisch.

„He meent wohl, he mut so dohn,“ dachte Schlachter Köhrs und erwiderte mürrisch die freundliche Anrede Wilhelms.

„He will bloß sien feinen Rock wiesen, — ich lach an sie'n feinen Rock,“ dachte Frau Bäckermeister Langjohann und redete immer über den nobeln Amerikaner und seinen feinen Rock hinweg zu dem alten Schulmeister.

Da wurde auch Wilhelm mürrisch und zurückhaltend.

„Dat is nix för uns, de harr man leber in Amerika blieben schult,“ dachte der Radmacher Kien und besah Wilhelm von oben bis unten.

„Worop de sid woll so veel inbilden deist, op sien



In den Dünen.

Nach dem Bilde von S. Peterßen-Angeln in Berlin. — Siehe Seite 16.

ber und steckte es dann so achlos in die Tasche, als wär's ein Bierkreuzer-Stück. Endlich stotterte er sein „G . . g . . gelt's G . . Gott!“ und schob sich langsam und kopfhängend zum Thore hinaus. Seitdem erschien der Girgel häufig auf dem Herrenhofe. Das war für jeden begreiflich, denn er bekam auf besonderen Befehl des Hofraths gut und reichlich zu essen, so oft er da war. Die Mahlzeit vergalt er dann mit allerlei kleiner Arbeit.

eisfertig die Leiter hinunter und sprang dem gefürchteten Räuber hinten auf den Rücken, um ihm mit beiden Fäusten tüchtig auf den Schädel zu pauen, wie ein zorniger Affe. Der Sepp fluchte gotteslästerlich bei diesem unverhofften Angriff und ließ den Sult'l los; der fuhr nach rückwärts aus dem Sad und sprang dem Feinde an die Brust, wobei er bellte, was nur aus dem Halse ging.

Stod, aber an dem Spalter, an welchem der wilde Wein hinaufkletterte, konnte ein geschickter Burck auch hinaufgelangen, und war er oben, so war's gewonnen. Das Fenster war unvergittert, der Schreibtisch leicht zu erbrechen, und es schlief niemand in der Nähe.

Das nächtliche Abenteuer hatte dreierlei Folgen: Der Sepp kam ins Straßhaus, der Hofrath schaffte sich eine eiserne Kasse an, und der Girgel machte sein Glück. Der dankbare Herr stellte ihn als Hausdiener an.

Als solcher bekam er außer seiner guten Verpflegung ein funkelneues Steirergewand und einen Monatslohn von zehn Gulden, die in der Sparkasse der Stadt Brud für ihn angelegt wurden. Das hieß Carrière gemacht für den Girgel.

Er wurde aber gar nicht stolz. Zwar freute er sich wie ein Schneekönig, wenn die Leute den feinen Loden an seiner Zoppe bewunderten und die Silberknöpfe lobten, die er auf der grünen Weste hatte, und er hörte gern davon reden, daß er, der Girgel, den „gar so viel starken“ Winger-Sepp „niedergebrückt“ habe; er nahm sich aber daraufhin nichts heraus. Er war nach wie vor bescheiden, fast demüthig gegen „große Leut“, wie er normale Menschen nannte, ein guter Kamerad mit Kindern und Thieren.

Im „G'schloß“ machte er sich so nützlich, als er konnte. Er spaltete Holz und trug Wasser für die Küche, half in Garten und Stall und war zu jeder Arbeit willig. Nur zwei Eigenheiten hatte er. Begann der Canarien-Prinz Hansl zu singen, dessen Bauer nun wieder in des Fräuleins Fenster hing, so ließ der Girgel stehen und liegen, was immer er unter den Händen hatte, und hörte andächtig zu. Sah er gar das Fräulein selber, so gaffte er es mit einem Gesichte an, als wäre ihm die heilige Muttergottes erschienen. In solchem Zuhören oder Anstarren konnte er viertelstundenlang unbeweglich stehen, wie ein Klop, den ein Bildhauer in einer übermüthigen Stunde zu einer vertrackten Gnommen-Figur umgeschnitzelt hat.

In solchen Viertelstunden durfte man ihn nicht fören, sonst machte er ein verdrießliches Gesicht und war dumm über die Nase. Die simpelste Sache mußte man ihm dann zehnmal vortragen, ehe er widerwillig knurrte: „G . . G . . Girgel sch . . sch . . scho' a . . ausrichten.“

Für den persönlichen Dienst des Fräuleins hatte er sich dagegen ein besonderes Begriffsvermögen zugelegt, so eine Art Sonntags-Berthand, klarer und schärfer als jener, den er im Werkeltags-Dienst der gemeinen Menschheit aufwandte.

Im übrigen stand er mit allem Lebendigen im „G'schloß“ auf dem besten Fuße, bis nach ungefähr zwei Jahren ein Gesicht dort auftauchte, das dem Girgel nicht zu passen schien; das Gesicht war jung und lustig und gutmüthig, dazu bildhübsch mit seinem flaumig sprossenden Jungbart, und gehörte dem jungen Herrn von Laffen, der von dem in der Nähe gelegenen väterlichen Gute oft und öfter auf Besuch herüberkam. Herrschaft und Dienerschaft und gar der Sult'l hatten den frischen jungen Herrn gern, nur der Girgel nicht. Der ging ihm mit feindseliger Scheu aus dem Wege, und konnte er das nicht, so war er unglaublich schwerfällig an Hirn und Zunge. Es war schlechterdings nichts anzufangen mit ihm.

Die böse Zeit des Girgel, in der Herr Otto allwöchentlich in der Herr Otto allwöchentlich auf alle möglichen Arten des Ankommens: zu Fuß oder zu Pferde, im Wagen oder auf dem Zweirad, diese Zeit ging auch zu Ende. Herr von Laffen kam auf einmal nicht mehr, und der Girgel ersuhr aus dem Dienstbotengespräch in der Küche, jener sei nach Wien gefahren, um dort sein Freiwilligen-Jahr abzudienen.

Als der Girgel das hörte, grünte er und wurde in seiner Freude noch garstiger als sonst. Für ihn war „Wien“ etwas ungeheuer Entsetztes, ein Zabelland, in dem der Pfeffer wächst, und einer, der dort war, war eben nicht mehr da. Der eine aber war ja der einzige Mensch, den der Girgel haßte, und zwar mit dem instinctmäßigen, grunbloßen und dafür um so erbitterteren Haß, mit welchem der Hund die Katze haßt.



Erwartung.

Nach dem Bilde von G. Barison in Triest. — Siehe Seite 16.

Einmal schlief er sogar im „G'schloß“ auf einem Heuboden, und mit diesem Schlafe machte er sein Glück.

Er schlief nämlich mit offenen Sinnen, wie ein Hase. In jener Nacht fuhr er plötzlich empor. Ihm war, als habe er den Sult'l, den schönen gelben Leonberger Hofhund, mit dem er innige Freundschaft geschlossen hatte, leise und flüchtig winseln hören. Der Girgel flog zur Luke und spähte in den finsternen Hof hinaus.

Da er, auch wie ein Hase, im Dunkeln fast so gut sah wie am hellen Tage, sah er richtig einen Mann, den übel verschrienen Winger-Sepp, der emsig daran war, dem Sult'l einen großen Sad überzuziehen.

Da überkam den Girgel ein mächtiger Zorn. Er rutschte

Der Girgel und der Sult'l mit einander waren selbst für den Gefürchteten zu viel; sie kriegten ihn nieder und hielten ihn fest, bis die aufgelaarmten Hausleute mit Lichtern heraneilten, an der Spitze der Hofrath selber, der mit der Linken den Schlafrod zusammenhielt in der kalten Nacht, während er in der Rechten den Revolver hatte.

„D'r Sepp hat 'n Sult'l stehl'n woll'n!“ schrie Girgel den Leuten entgegen. In seiner Aufregung stotterte er gar nicht.

Der Hofrath und später die Gerichtsherrn waren anderer Meinung, und der Sepp gab ihnen recht, als er endlich sein Geständniß ablegte. Auf die große Geldsumme war's abgesehen gewesen, die der Herr von Raitenegg damals im Hause hatte. Das Arbeitszimmer des Hofraths lag zwar im ersten



Manipuris beim Polo-Spiel.
Nach dem Bilde von Hugo Ungewitter in Dettelbach. — Siehe Seite 16.

LANGWITZER
L. 95

lichen Vorkämpfer und Förderer, der trotz aller Mißgeschick und Enttäuschungen edel, hülfreich und gut blieb.

Auf diesen Weg wurde er aber durch seinen Lebensgang selbst geführt, der ihn tiefe Einblicke in die Frauenatur thun, der ihn viele und mannigfache Erfahrungen auch auf dem Felde der weiblichen Thätigkeit sammeln ließ.

Geboren am 12. Januar 1746 in Zürich, an des „Schimmernenden Sees Traubengestaden“, verlor der Knabe bereits mit sechs Jahren seinen Vater, einen Wund- und Augenarzt.

Im Sommer pflegte er auf längere Wochen seinen Großvater zu besuchen, der Landpfarrer in einem Fabrikdorf nahe bei Zürich war. Hier trat ihm das Elend der Fabrik-Kinder zuerst entgegen.

Sie ist die dritte Frau, welche Einfluß auf sein Leben erhielt. Ihre Briefe als Braut, von dem gewiegten Kenner der Pestalozzi-Literatur, Oberpfarrer Seyffarth in Liegnitz, als eine werthvolle Vermehrung des biographischen Materials über Pestalozzi in einem Schriftchen neuerdings gekennzeichnet (Liegnitz 1895), offenbaren ein reiches, aber zu heißes Gemüth.

schönen Traum folgte ein nüchternes Erwachen. Auch dieses Unternehmen scheiterte, zumeist an der Ungeschicklichkeit des Leiters, sodas die Schule nach fünf Jahren aufgelöst werden mußte.

Zwei Schriften sind es, die gleich zuerst (1780 und 1781) entstanden und doch für sein ganzes Leben und Wirken die bedeutungsvollsten waren: „Die Abendstunde eines Einsiedlers“ und „Lienhardt und Gertrud“.

Dennoch fand die „Abendstunde“, deren vollen Werth die Pädagogik längst erkannt hat, ihrer aphoristischen Darstellung und namentlich ihrer, den besseren Ständen der damaligen Zeit kaum zusagenden Tendenz halber, anfangs wenig Anklang;

Der aber war das Urbild der „Gertrud“? War es seine Gattin? Nein; sondern eine vierte Frau aus seinem Leben, die er hoch achtete, obschon sie nur ein Dienstmädchen seines Hauses in Neuhof war, Elisabeth Kästli als Kappel, die spätere Gattin eines seiner bewährtesten Mitarbeiter, des Hermann Krüsi.

Pestalozzi hat dann die Gedanken aus „Lienhardt und Gertrud“ weiter ausgesponnen und gleichsam das Poetische in das Erziehlische überetzt, so in „Christoph und Elise“, in „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, in dem von anderer Hand bearbeiteten „Buche der Mütter“ x.

Wie angenehm über diese Tage freilich wird es sein ganz Frühling in Hofener Thälchen im Frühling an die Doris, adieu meine Theuere! Ich bin ewig ganz Dein J. H. Pestalozze.

J. H. Pestalozze

wie angenehm über diese Tage freilich wird es sein ganz Frühling in Hofener Thälchen im Frühling an die Doris, adieu meine Theuere! Ich bin ewig ganz Dein J. H. Pestalozze.

wir an dieser Stelle in Pestalozzi's Handschrift facsimile wieder. Er lautet:

„Wie angenehm sind diese Tage. Heut ist wieder ganz Frühling und Genuß den ich Frühling an seine Doris. Adieu, meine Theuere! Ich bin ewig

ganz Dein J. H. Pestalozze.“

Die Schreibart „Pestalozzi“ gebrauchte er damals nicht; er unterschrieb sich auch: Pestaluz, Pestaluz, Pestalou. Anna hätte vielleicht, namentlich in den ersten Jahren ihrer Ehe, selbständiger eingreifen und die lichtscheidende, aber hin und her irrende Kometen-Natur ihres Gatten in ruhigere Bahnen lenken sollen, um so mehr, da sie sieben Jahre älter als dieser war.

Und doch hat es keinen größeren und reineren Verehrer des Frauengeschlechtes gegeben, als Pestalozzi, keinen besseren Ehegatten, als ihn. 1814 starb seine Gattin in Yverdon, die dort, wie schon in Neuhof und Burgdorf, die treue Gehülfin bei seiner Erziehungsarbeit war.

Der Brief konnte nicht lange in den Händen der schönen Adressatin sein, als bereits eine Antwort bei mir eintraf.

So hoch er also seine Gattin auch ehrte, immerhin nimmt es Wunder, daß sie die „Gertrud“ in seinen Augen nicht war. Eine Zeit lang glaubte er, eine solche in der Person einer Jungfer Kasthofer gefunden zu haben, die sich begeistert ihm angeschlossen, um in seinem Sinne ein Töchter-Institut zu leiten, und die ihm, wie er sagte, der Himmel gegeben hatte.

Dennoch fiel warmer Sonnenschein gerade in jener Zeit auf den Kreis, durch den glücklichen Fortgang seines Werkes im Auslande. Eine der wirksamsten Förderinnen war die edle Königin Luise von Preußen. In ihrem Exil zu Königsberg bildete gerade „Lienhardt und Gertrud“ ihre liebste Lectüre.

Sie hat ihm aber auch mit der That gedankt. Nicht nur, und das sind Pestalozzi's eigene Worte, ist ihrem Anknöpfen zu verdanken, daß seinem Werke in Preußen das Thor der Zukunft durch den König aufgethan wurde, sondern sie hat, so lange sie lebte, die weitere Einführung und Ausbildung des Pestalozzi'schen Systems in ihrem Vaterlande besonders eifrig betrieben.

*) „Luise, Königin von Preußen, ihre ethische und pädagogische Bedeutung“ von Kreyenberg. Berlin 1894, Seite 36 ff.

Nachdruck verboten.

Der Schuh.

Von August von Heyden in Berlin.

I.

Mit 12 Abbildungen.

„Mein verehrtes Fräulein!

Also auch Sie drückt ein Schuh, und dazu noch ein ganz und gar eingebildeter. Denn wenn Sie die Tuschelada spielen, möchte ich den kennen lernen, der auf die Richtigkeit Ihres Schuhwerks achten könnte, vorausgesetzt, daß Sie nicht etwa so hohe Stelzen unter Ihre Fäden schieben, wie seiner Zeit Fräulein B., die dadurch auch nicht imponanter wurde.

Jenen Riemen Schuh, wohl die crepida (1), welchen die Tuschelada getaufte, herrliche Statue der Loggia dei Lanzi trägt (2) und sich schon in älterer, sehr eigenthümlicher Form auf dem Giganten-Fries von Pergamon (3) findet und sonst der caliga, dem römischen Soldatenschuh, entspricht, können Sie nicht brauchen. Jene Figur stellt wohl kaum eine Germanin dar, sondern eine Gallierin.

Tuschelada wird daher in ihrem öffentlichen Auftreten kaum je den, mit der Sandale bekleideten, bloßen Fuß sich gestattet haben, den ebenso wenig die freie Römerin, noch auch die freie Griechin außer dem Hause zeigte, und der noch dazu die charakteristische Fußbekleidung in der römischen Komödie war.

Auf der Jagd aber bediente sie sich wohl des cothurnus eines prächtig verzierten Halbstiefels, welchen schon der Bergamener Fries in reichster Ausschmückung zeigt, der auch in etwas abweichender Form, namentlich mit sehr dicker Sohle, die Fußbekleidung der Tragödie ausmacht. Ob Tuschelada auch, wenn sie am Morgen von ihrem mit Bärenfellen und Leoparden bedeckten Lager sich erhob, ihren weißen Fuß in den zierlichen Schlapp-Pantoffel, das sandalium (5), schob, oder lieber den bequemen soccus (6), einen weiten Schuh ohne Bindung, anlegte, wie es fast jede Römerin der höheren Stände that, das zu unteruchen, werden Sie, mein verehrtes Fräulein, mir gewiß erlassen, die Sie ohnehin, statt einer kurzen, sicheren Antwort, durch eine lange Auseinandersetzung ungeduldig gemacht sind.

Mit bestem Grusse

Ihr ergebener“

Der Brief konnte nicht lange in den Händen der schönen Adressatin sein, als bereits eine Antwort bei mir eintraf.

